

Welche Einheit braucht die Ökumene?

Ein Bericht über eine ökumenische Lebensgeschichte mit dem
Blick auf das 21. Jahrhundert

Paul Oestreicher

I.

Die Weltmissionskonferenz im Jahr 1910 in Edinburgh läutete das „ökumenische Jahrhundert“ ein. Die Kirchen des protestantischen Nordens fragten sich zum ersten Mal gemeinsam: Wie können wir unseren Christus dem kolonisierten Süden schenken? Gewiss nicht, das erkannten sie, als Konkurrenten. Jedenfalls nicht untereinander. Das christliche Rom, das sich als *die* wahre Weltkirche wähnte, hatte sich längst das gleiche Ziel gesetzt. Also doch Konkurrenz um der vermeintlichen Wahrheit willen. Die Frage danach, *welcher Christus* gemeint war, wurde damit unausweichlich.

Dicke Wolken hingen damals über den Großmächten Europas. Machtstreben stand gegen Machtbehauptung. Es lief auf Krieg zu. So war es ja schon immer. Zum ersten Mal setzten sich deutsche und britische Christen in einem – vergeblichen – Versuch zusammen, solch ein Schlachten zu verhindern. Auf deutscher Seite sind Siegmund-Schultze und seine Freunde daran ehrenvoll gescheitert.¹

¹ *Anm. der Hg.:* Oestreicher verweist auf eine Initiative britischer und deutscher Christen, die 1908 und 1909 zu Begegnungen hochrangiger Kirchenführer führte. Im Mai 1908 besuchten 131 Vertreter aus den protestantischen und römisch-katholischen Kirchen sowie aus den Freikirchen England und Schottland. Der Gegenbesuch mit 109 Teilnehmern fand im Juni 1909 statt. Die Monarchen und Parlamente beider Länder würdigten diesen Versuch der Kirchen, Vertrauen zwischen beiden Völkern zu fördern und damit zur Stärkung des Friedens beizutragen, und das in einer Situation, in der das kriegstreiberische Säbelrasseln immer lauter wurde. Aus den Begegnungen entstand ein gemeinsamer Ausschuss, der den Aufbau friedlicher Beziehungen voranbringen sollte („The Associated Councils of Churches of the British and German Empires for fostering Friendly Relations between the Two Peoples“). In England entstand eine Zeitschrift, genannt „The Peacemaker“, in Deutschland gründete Siegmund-Schultze die Zeitschrift „Die Eiche“.

Nach dem als sinnlos erkannten Schlachten des Ersten Weltkriegs verstärkte sich in den Kirchen – nun auch in den amerikanischen – die Überzeugung: Wenn wir daran festhalten wollen, christliche Völker zu sein, dann geht es so nicht weiter! Christen gegen Christen, damit machen wir uns unglaubwürdig. Neben der Frage: Welchen Christus schulden wir der Welt? stellte sich nun zuvorderst die Friedensfrage. Krieg und Mission, so begann man zu erkennen, stehen im krassen Widerspruch.

Menschen mit Weitsicht in den Kirchen erkannten nun, dass die Stunde gekommen sei, die Worte Jesu in Johannes 17 ernst zu nehmen. Damit die Welt glauben möge, müssen sich die Kirchen vereinen. *Welchen Christus* wollen wir gemeinsam verkünden? Sie wird zu einer eminent theologischen Frage, zu einer Frage der Ekklesiologie und der Christologie. *In was für einer Welt wollen wir das tun?* Dies ist die gesellschaftliche Frage, eine Frage der Gerechtigkeit und des Friedens.

Man begann in den Jahren zwischen den zwei Weltkriegen, die Grundlagen für einen weltweiten Kirchenrat zu schaffen, einen Rat mit einer doppelten Aufgabe. Er sollte einerseits die Kirchen in den Grundfragen des Glaubens vereinen und dem entsprechend gemeinsame Kirchenverfassungen zustande bringen. Er sollte zum anderen die Welt dem Reich Gottes etwas mehr angleichen, also praktisches Christentum. So wurden *Faith and Order* und *Life and Work* die zwei Flügel einer sich langsam bildenden strukturierten Ökumene. Entsprechende Versammlungen funktionierten als die Vorläufer des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Auch in der katholischen Kirche bewegte sich einiges. Eine kleine, aber theologisch bedeutsame *una sancta*-Bewegung in Frankreich und Deutschland – mitsamt Blutzeugen für Frieden und Einheit wie z.B. Max Josef Metzger – machten die ersten Schritte zum Zweiten

Diese – weithin vergessene – Friedensinitiative ist ein Vorläufer des Weltbundes zur Förderung internationaler Freundschaft durch die Kirchen, der 1914 in Konstanz zusammentreten sollte. Der Beginn des 1. Weltkrieges führte zu einer Verschiebung der Gründungsveranstaltung, die dann 1919 in Oud Wassenaar stattfinden konnte. Dieser Weltbund gehört zu den Gründungsbewegungen des Ökumenischen Rates der Kirchen. Dazu Keith Clements, *A Notable Ecumenical Anniversary: the Anglo-German Churches' Exchange Visits of 1908-09*, unveröffentlichtes Ms. 2008.

Vatikanischen Konzil und dessen Verpflichtung zum Frieden und zur Ökumene.

Nationalsozialismus und Krieg brachten die ökumenischen Entwicklungen zum Stillstand, jedenfalls an der Oberfläche. Mahner in den Jahren zuvor hat es gegeben. Hier muss man vor allem an George Bell, den anglikanischen Bischof von Chichester, und an seinen viel jüngeren Freund Dietrich Bonhoeffer erinnern. Bell, der bis zu seinem Tod im Jahr 1958 aktiv die ökumenische Bewegung mitgestaltete, warnte Regierung und Volk in England vor Nazi-Deutschland und gehörte zugleich zu den Wenigen, die den deutschen Widerstand verstanden und unterstützten. Bonhoeffer, eine einsame Stimme im deutschen Protestantismus, träumte von einem Friedenskonzil des weltweiten Christentums. Bis in den Krieg hinein bemühten sich Bonhoeffer und Bell vergeblich darum, noch Schlimmeres abzuwenden – sie blieben einsame Propheten in der Wüste. Für sie gab es keine Grenze zwischen Nachfolge und politischer Diakonie. Bells einsamer Stand gegen die flächendeckende Bombardierung deutscher Städte kostete ihn das Erzbischöfamt. Bonhoeffer bezahlte mit seinem Leben.

Der Boden war nach zwei Weltkriegen durchgepflügt, in Blut getränkt. Es ging um tief greifende *metanoia*, um Umkehr in den Kirchen. War das den Kirchen klar, die sich 1948 in Amsterdam versammelten, um den Weltkirchenrat ins Leben zu rufen? Würde sich nun zumindest der erste Teil des Traumes, die Einheit aller Christen, verwirklichen? Sechzig Jahre später werden alle, die sich dieser Frage widmen, sie auf ihre Art beantworten müssen. Ich will versuchen, es auf meine Art zu tun.

II.

Die deutsch-nationalen jüdischen Großeltern erzogen meinen Vater zur Vaterlandsliebe, aber zu keinem religiösen Glauben. Der junge Leutnant der Artillerie im 1. Weltkrieg wurde nicht zuletzt durch seine Kriegserfahrung zum Christen, so wie seine lutherische Braut. Als ich 1932 getauft wurde, hatte die Gefolgschaft Adolf Hitlers in Thüringen und in meiner Geburtsstadt Meiningen schon das Sagen. Bald danach wurde mein Vater, der Kinderarzt geworden war, aus der Volksgemeinschaft hinaus gestoßen. Ich war ein Mischling ersten Grades, gezeugt durch Rassenschande. Aber mit dem jüdischen Herrn Jesus war ich von klein auf engstens vertraut. Für mich gestor-

ben, so hing sein Bild über meinem Bett. Dass die anderen Kinder nicht mit mir spielen durften und ich die schöne Uniform der Hitler-Jungen nicht tragen durfte, verstand ich nicht. Es tat weh. Nur einige Wochen lang durfte ich 1938 in die Schule gehen. Dann ging es für mich unerklärlicherweise weg von zuhause in ein Berliner Versteck. Dann fing das große Abenteuer an. Eine lange Schiffsreise ins Asyl – diesen Begriff kannte ich nicht – ins Asylland Neuseeland.

Vier Monate nach unserer Ankunft in Neuseeland erklärte mir, dem damals Achtjährigen, mein Vater, ein großer Krieg gegen Hitler-Deutschland habe begonnen. Nun seien wir *enemy aliens*, feindliche Ausländer. Außer Haus wurde nun kein Wort Deutsch mehr gesprochen! Ich bekam es manchmal auf dem Schulhof zu spüren. *He's a German – and he's a Jew too* – rief ein kleines Mädchen den anderen Kindern zu. Ein Deutscher und ein Jude! Doppelt verdammt. Aber es gab auch welche, die sich zu mir hielten. Es war alles in allem doch eine schöne Kindheit.

Sonntag für Sonntag ging es in die schottisch-reformierte Kirche in unserer Straße, eine lutherische gab es in unserer Stadt nicht. Lutherische Sonntagsschul-Materialien bekam ich dennoch Woche für Woche von der amerikanischen Missouri-Synode zugeschickt. Das waren gute Bibelstunden. Dass sie aus einer fundamentalistisch-konservativen Ecke des Luthertums kamen, war für mich damals ohne Bedeutung. Bibelgeschichten sind Bibelgeschichten.

Meine Eltern jedoch entdeckten eine ganz neue Form des Christentums. Die Kirche in unserer Straße war ihnen zu nüchtern und zu dogmatisch. Mit der Zeit langweilten mich die Lektionen per Post. Eine kleine christliche Gemeinschaft beeindruckte meine Eltern aber außerordentlich. Es waren die Quäker, die Religiöse Gesellschaft der Freunde, um sie bei ihrem eigentlichen Namen zu nennen. Was unterschied sie von den restlichen Kirchen? Sehr viel, aber in unserem Fall, dass sie sich im Gegensatz zu den anderen geschlossen für deutsche Flüchtlinge einsetzten, sich mit ihnen befreundeten und alles Mögliche taten, um ihnen zu helfen. Sie hielten im Schweigen ihre Andachten, hatten keinen Klerus, keine verpflichtenden Dogmen und waren fast ausnahmslos prinzipielle Pazifisten. Seit der Reformationszeit hatten sie in jeder Gesellschaft – oft unter Verfolgung – den Kriegsdienst verweigert. Wie die Mennoniten werden die Quäker heute zu den historischen Friedenskirchen gezählt und respektiert.

Also wurde ich ein Jung-Quäker und lernte, kritisch und alternativ zu denken. In meiner Schulzeit war die Gemeinschaft der Quäker-

Jugend anregend und niemals langweilig. Ich studierte Politik. In der liberalen Studentenbewegung (es gab auch eine rivalisierende konservative, aber keine konfessionelle) erlebte ich zum ersten Mal lebendige, betende, kritische Ökumene. Die Gemeinschaft wurde in meinen Studienjahren zu meiner Heimat. Hier wurde ich unter ökumenischem Vorzeichen christlich sozialisiert. Hier gehörte ich bewusst zum Weltbund Christlicher Studenten. Im entfernten Neuseeland war der Weltbund in Genf, die Universitätsbranche des ökumenischen Rates, uns ganz nah. Die großen Namen der Ökumene waren unsere Inspiration: Luthuli und Huddleston in Südafrika, Niemöller und Lilje in Deutschland, Bell und Tomkins in England, Visser't Hooft und Philip Potter, der Jugendsekretär, in Genf. Wir lernten, über Gott und die Welt zu reden und zu denken, immer in Kombination miteinander. Weder das Studium noch die Liebe kamen dabei zu kurz. (Wenn ich ehrlich sein soll, das Studium manchmal doch.)

In der Studentengemeinde – und durch meine Freundin – erlebte ich die anglikanische Kirche. Ihre eucharistische Liturgie hat mich tief bewegt. Father Charles, unser Seelsorger, bereitete mich zur Konfirmation vor. Das Quäkertum behielt ich im Herzen, doch schien es mir als einziger Ausdruck des Glaubens zu elitär. Schon begann ich mit den Gedanken zu spielen, eines Tages Priester zu werden und meine politischen Kenntnisse in diesem Kontext zu bewahren.

Während des Magisterstudiums – nun an einer anderen Universität – änderten sich für mich die Prioritäten. Ich arbeitete an meiner Dissertation, die sich mit der Geschichte der Kriegsdienstverweigerer Neuseelands im Zweiten Weltkrieg befasste. Mein Mentor war ein emeritierter General. Der Pazifist und der General lernten sich gegenseitig achten. Zugleich erweiterte sich mein ökumenischer Horizont, denn ich wohnte als Gast des russisch-orthodoxen Erzpriesters der Exilrussen in Neuseeland. Sonntag für Sonntag war es nun die tief bewegende russische Liturgie, die mich in ihren Bann zog. Im Heim der Godyaev Familie erlebte ich eine Spiritualität, die mir neue Dimensionen jenseits der Ratio öffnete. Die Mystik der Quäker wurde nun durch eine für mich neue Mystik ergänzt. Ich sollte ihr später unter anderen Vorzeichen im kommunistischen Russland wieder begegnen.

Ökumenisch leben war für mich schon zur geistlichen und intellektuellen Selbstverständlichkeit geworden, als ich mich um ein Forschungsstipendium in Deutschland bewarb. Ich hatte Helmut Goll-

witzers Bericht über seine Gefangenschaft im Russland Stalins gelesen und wollte nun nichts Anderes, als bei ihm an der Universität Bonn meine Studien über Christentum und Marxismus fortzusetzen. 1955 kam ich in Bonn an. In diesem und dem folgenden Jahr erlebte ich das neue Deutschland, das über die Nazi-Jahre nicht mehr reden oder denken wollte. Über den Holocaust-Tod meiner Großmutter wollte keiner meiner Kommilitonen sprechen. Falsch. Einer doch. Er ist heute noch mein Freund.

Ich erlebte Karl Barths letzte Vorlesungen und bewunderte seine Wärme, seinen Humor. Barthianer sei er keinesfalls. Alle anderen Fragen seien offen. Ich erlebte Gustav Heinemann und Martin Niemöller. Wichtiger waren aber meine Begegnungen mit der Kirche im anderen Deutschland, meinem zukünftigen Arbeitsfeld, einschließlich eines langen NKWD-Verhörs. Man vermutete in mir einen Bonner Agenten, als Neuseeländer getarnt. Das endete gut. 77 Mal besuchte ich dann – bis zur Wende – mein ehemaliges Heimatland. Der ökumenische Horizont erweiterte sich von Jahr zu Jahr.

Die Ausbildung zum anglikanischen Pfarrer folgte am Priesterseminar in Lincoln. Ich ging nach Lincoln, weil das College von Oliver Tomkins geleitet wurde, dem ehemaligen Jugendsekretär des ökumenischen Rates. Meine Ausbildung stand im Zeichen der Bestrebung, die schon in der Studentenbewegung in Neuseeland zur Selbstverständlichkeit geworden war: Dass es noch im 20. Jahrhundert eine vereinigte Kirche Jesu Christi, vereinigt im Glauben und in der Nachfolge, geben müsse. Es sei Gottes Wille und unsere Aufgabe: *ut omnes unum sint* (Joh 17,21). Laut Apg 2,17ff. werden die Jungen Visionen sehen und die Alten Träume träumen. Wir hatten die Vision, die Träume der ökumenischen Pioniere zu verwirklichen. Es kamen uns aber auch die ersten Zweifel.

Vor meiner Priesterweihe war ich 1958 ein Jahr lang Gastvikar in der Opel-Stadt Rüsselsheim am Main: Frisch mit einer Berlinerin verheiratet, predigte, taufte und traute ich im evangelischen Hessen und gab Berufsschulunterricht in den Opelwerken. Das war ein guter Vorgeschmack für die Arbeit als Kaplan in der proletarischen Welt Ost-Londons. Mein Gemeindepfarrer, ehemaliger Kommunist, wurde bald danach Rektor des ersten anglikanischen Seminars für die Ausbildung von Priestern, die in der Arbeitswelt bleiben, ihr Brot weiterhin als Bäckermeister, Steuerberater oder Zahnarzt verdienen wollten. Inzwischen hält es jeder fünfte englische Pfarrer/in so.

Es folgten vier Jahre in der BBC-Redaktion zu Kirche und Gesellschaft. Mein katholischer Chef, ein beseelter schottischer Franziskaner, nahm mich mit nach Rom, um über das 2. Vatikanische Konzil zu berichten. Ich begann zu glauben, der Einheitstraum sei erreichbar. Die heutige römische Gegenreformation war noch nicht in Sicht.

Dem folgte eine Berufung als Osteuropareferent des britischen Kirchenrates, der Dachorganisation der britischen Ökumene. Nun reichte meine „Gemeinde“ von Ostberlin bis nach Wladiwostok. In Sachen Orthodoxie hatte ich fast noch alles zu lernen, lernte Vieles zu lieben, Vieles aber auch nicht. Die DDR war nun wieder fast ein Stück Heimat. Auch die Genossen und meine Stasi-„Begleiter“ gehörten mit zu dieser Sondergemeinde. Als ich ein Jahrzehnt später im Ehrenamt zum Vorsitzenden der britischen Sektion von Amnesty International gewählt wurde, vermehrte sich diese „Gemeinde“ grenzenlos. Die politischen Gefangenen der ganzen Welt gehörten dazu. Von diesem Amt getrennt war meine Betreuung der Gefangenen der RAF, die in den Hungerstreik getreten waren. Was Ökumene bedeuten müsste, begann sich für mich zu verwandeln. Mein Bild wandelte sich noch weiter, als ich mein letztes Amt als Leiter des Internationalen Versöhnungszentrums an der Kathedrale von Coventry antrat. Am meisten hatte ich vielleicht vom Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung in der DDR gelernt und gleichzeitig von meinen Kollegen im Befreiungskampf Südafrikas. Eigentlich hätte ich all das schon viel eher von Dietrich Bonhoeffer lernen müssen.

III.

Die Einheit des Leibes Christi, die Einheit der Kirche in der Welt verwirklicht sich im Dienst an der Welt. Kirche wird dann zum Leib Christi, wenn sie eine Kirche für alle anderen ist. Weder die verschiedenen Theologien noch die völlig verschiedenen Strukturen der Kirchen – solange sie dem nicht im Wege stehen – sind keine sündigen Zeichen der Uneinigkeit. Der Glaube ist und wird immer ein Mysterium sein. Keine zwei Menschen sind in der Lage, genau das gleiche zu glauben, auch dann nicht, wenn sie dieselben Worte gebrauchen. Theologische Vielfalt, wenn man so will eine Heterodoxie im Glauben, ist ganz schlicht ein Merkmal unseres Wesens. Unsere verschiedenen Geschichten und Kulturen haben einen Reichtum

an Verschiedenheit produziert. Theologen verschwenden ihre Zeit, wenn sie versuchen, alles auf einen Nenner zu bringen. Wenn das für den Glauben zutrifft, dann erst recht für die verschiedenen Kirchenverfassungen. Sie müssen von jeder Kirche auf ihre Gerechtigkeit hin geprüft werden. Darüber hinaus sind sie nichts anderes als ein Zeichen der historischen Entwicklung. Ordnungen sind keine himmlische Schöpfung. Sie sind letztlich unwesentlich. Es gibt Wichtigeres, viel Wichtigeres. Sie endlos auf einander abstimmen zu wollen ist eine Ablenkung von dem Ruf zur Nachfolge Christi. Er hat weder ein Glaubensbekenntnis hinterlassen noch eine Kirche gegründet. Er hat schlicht und einfach seine Freundinnen und Freunde gebeten, ihm zu folgen.

Nachfolge fordert, dass wir uns in unserer Verschiedenheit nicht nur respektieren, sondern darüber hinaus auch noch lieben. Nennen wir es *Koinonia*. Auf das Wort kommt es nicht an. Die Fachtheologen und Juristen mögen ruhig ihren Interessen nachgehen, vielleicht ist es ja zum Segen der Christenheit. Aber es sind die so genannten Laien, Menschen, die uns Menschen verstehen und die Gesellschaft kennen, die uns auf die Wege bringen müssen, wo den Hungrigen Brot gegeben wird, den Durstigen reines Wasser, den Unterdrückten Befreiung, den Verwirrten Selbstvertrauen. Kein Dogma, keine Kirchenstruktur darf dem im Wege stehen. Wenn wir im Dienst an der Welt lernen, uns gegenseitig zu lieben, werden wir uns auch mit Jesus an einen Tisch setzen können und mit ihm gesegnetes Brot und gesegneten Wein teilen. Brot für die Welt! Die tätige Liebe wird es möglich machen, leichten Herzens über Kirchenmauern zu springen.

Wann war der Weltkirchenrat am glaubwürdigsten und deshalb weltweit anerkannt? In der Zeit, als er das umstrittene Antirassismusprogramm in den Mittelpunkt stellte. Im Beten und im Tun des Gerechten – und in nichts anderem – wird sich die ökumenische Bewegung im 21. Jahrhundert bewähren – oder nicht. Wir brauchen keine neue Formel: Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung genügen als gemeinsames Ziel. Bleibt das im Plan der Kirchen unter „ferner liefern“, dann Ökumene ade.